

Nach zwei Jahren Kampf

Dann gehen ja die Geschäfte

Ich räume heute meinen Schreibtisch auf“, sagte Familienvater Konrad Adenauer am Wahlsonntag-Morgen – seinem „ruhigsten Tag seit langer Zeit“ – um 8.30 Uhr im Sessel seines Besuchszimmers Haus Rhöndorf. Schreibtischschubladeninhalt: Organisationsentwurf für die Bundesregierung und ein Stoß unbeantworteter Privatbriefe. Seine Sekretärin hatte frei

„Was sollte ich denn auch tun?“, überlegte Chef Adenauer. „Es liegt mir nicht, mir 24 Stunden vorher den Kopf zu zerbrechen, wenn ich 24 Stunden später Gewißheit haben kann.“ Nur Bayern und Hessen machten ihm Sorge. stirnrunzelte er (vgl. Graphik).

Um 7.38 Uhr hatten Rhöndorfs Meßgänger den Präsidenten von einundzwanzig vollbesetzten Bänken in der Notkapelle des Mütterheims begrüßt. „Vater stand wie üblich“, sagte 1,96-m-langer Sohn Paul im schwarzen Priesterseminaristenrock hinterher. „Selbst sein Stamplatz in der letzten Reihe war besetzt, obwohl wir sieben Minuten vor Beginn da waren.“

Um 8.30 Uhr drückte der Pfarrer am Ausgang den Kirchgängern noch schnell den letzten Wahllappell in die Hand. Zehn Minuten später bogen Adenauer, Sohn Paul und Schwiegersohn in spe Werhahn in den Privatweg zum Hause 8A am Zennigsweg ein und erklimmen die sieben- und fünfzig Stufen („Die Treppen halten mich rüstig“) zur weißgekalkten, schieferbedachten Villa am Hang zwischen Sonnenblumen, Weinlaub und Rosen.

Um 9 Uhr schlug die blonde Haustochter und Verlobte Libeth auf den Frühstücksgang.

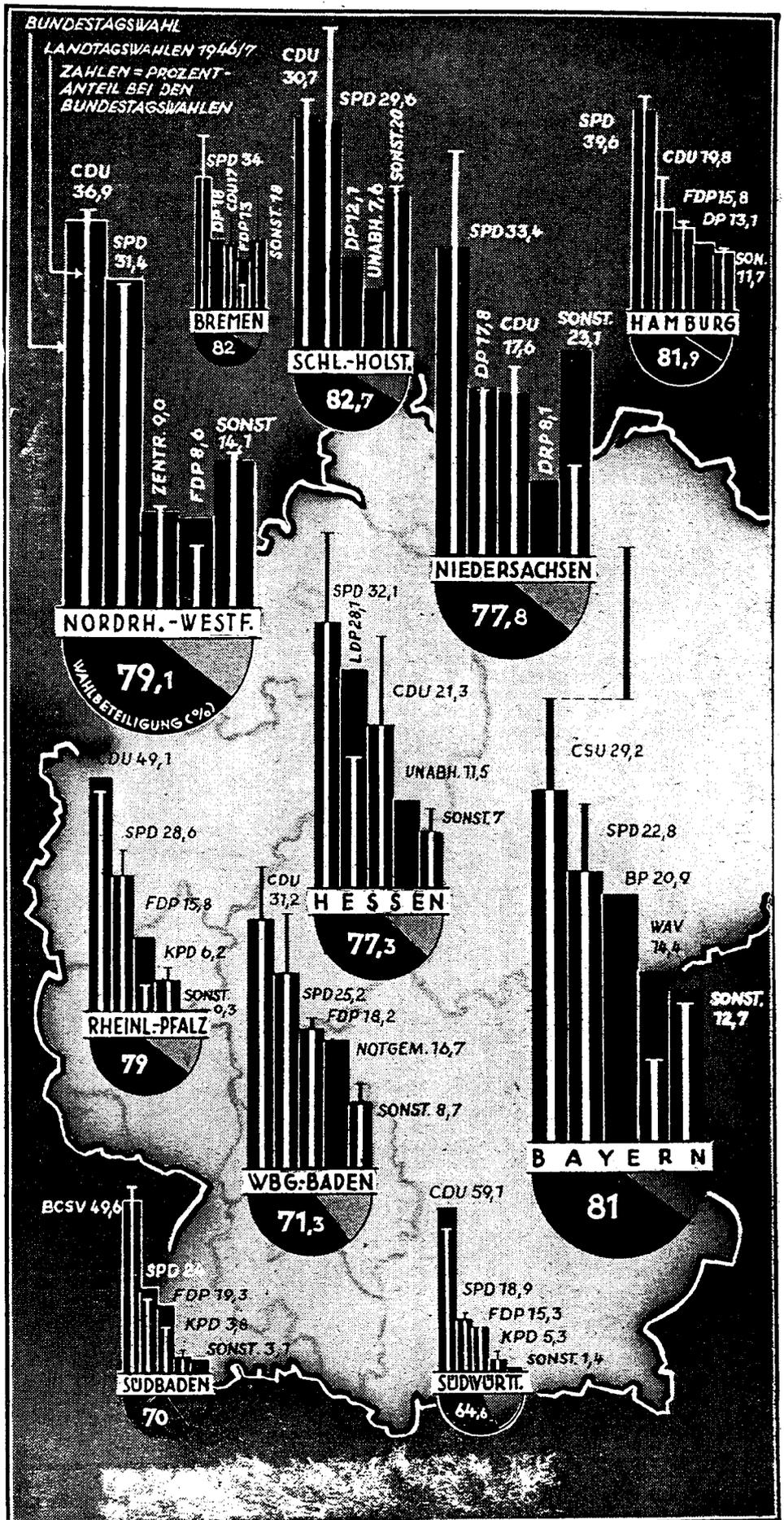
Die Brombeer-Himbeer-Marmelade hat Exstudentin Libeth selbst eingemacht. „Ich bin sehr aufgeregt wegen der Wahlen“, sagte sie. „Im Gegensatz zu Vater.“ „Der hat schon genug am Hals“, meinte die vierundzwanzigjährige Philologie-Doktorandin Lotte.

Um zehn ging die Familie wählen. „Knipsen Sie mich nicht zu oft mit Paul“, ermahnte Adenauer die Pressefotografen. „Sonst sagen die Leute hinterher, ich ließe mich von der Kirche führen.“

Drei Blitze empfangen ihn im dichtgedrängten Wahllokal „Zur Traube“. „Fünfundvierzig Prozent Wahlbeteiligung bis jetzt“, meldete die Wahlleitung stolz. „Na, dann gehen ja die Geschäfte“, freute sich Adenauer. „Der Andrang ist schlimmer als zu Hitlers Zeiten“, sagte die Trauben-Wirtin.

Um elf Uhr ließ Kölns NWDR-Reporter Labriga im Hause Zennigsweg Kabelschnuren legen. Für ein Vier-Minuten-Interview. Das Manuskript ließ er auf dem Flügel zurück. Neben zwei Bänden Beethoven, Schumanns „Kinderszenen“, und Griegs „Lyrischen Stücken“. Und der sechsten Ausgabe der dickleibigen „Tausend Jahre deutsche Geschichte und deutsche Kultur am Rhein“ (Alois Schulte, 1925 bei Schwann, Düsseldorf)

Um 11.45 Uhr schellte Herr Melitz aus Honnef und wünschte den Präsidenten zu sprechen. „In welcher Angelegenheit“, wollte Türöffner und Telefon-Abwehrrer Paul wissen. „Ich kenne den Präsidenten von früher.“ Trotzdem kam er nicht weiter als bis zur Gartenbank. Er habe ein 300-DM-Darlehen von der Stadt Honnef, das müsse er jetzt zurückzahlen und wolle es gestundet haben. Der Präsident habe doch Verbindungen und möge ihm



Das Stärkeverhältnis vom 14. August

In keinem westdeutschen Bundesland eine arbeitsfähige Linksmehrheit

Die Stimmen sind gezählt. Die Würfel über die Sozialisierung sind gefallen. 246 mit Gewißheit sozialisierungsfeindliche Kandidaten sitzen im Deutschen Bundestag 146 Sozialisten gegenüber, wenn man zehn Zentrumsstimmen als möglichen Zuzug für beide Gruppen beiseite läßt. Die erste verlorene Sozialisierungsschlacht auf westdeutscher Ebene wird auch die letzte sein. Denn umwälzende Strukturänderungen dieser Art sind erfahrungsgemäß ohne Revolution oder ohne ausländische Intervention nur zu bewerkstelligen, wenn die Zeiten turbulent und chaotisch sind, wie etwa dicht nach einem total verlorenen Krieg. Unter sich normalisierenden Lebensbedingungen bedeutet es einen vernichtenden Rückschlag, wenn die der Sozialisierung zustimmenden Wähler von 45 Prozent auf 36 Prozent, also um ein Fünftel zurückgehen.

Die SPD, die sich wie die anderen Parteien damit genug sein ließ, den „Kampf um ein starkes Deutschland“ zu führen, kann sich mühelos selbst ausrechnen, warum sie den Kampf um die Sozialisierung so hart verloren hat. Keiner ihrer Kandidaten konnte den Wählern verraten, wie denn die Sozialisierung präzis aussehen solle. Für die Sozialisierung wurde ebenso ein Blankoscheck verlangt wie für die geplante Planwirtschaft. Es half der Partei da auch wenig, daß sie den Kampf um Berlin, um die Ostzone und um die Ost- oder -Gebiete proklamierte. Denn wer hat diesen Kampf nicht proklamiert, und was hat er bisher genützt? Freilich hätte Berlin und, viel wichtiger noch, die Ostzone mit der SPD-Hochburg Sachsen das Ergebnis zugunsten der SPD verschieben können. Aber bei gesamtdeutschen Wahlen wäre noch zu erproben, ob nicht der SED-Sozialismus Stalinscher Prägung die Sozialisierung in Ostdeutschland tödlich diskreditiert und überhaupt unmöglich gemacht hat. In Westdeutschland ist das Handikap seitens Moskau sichtbar genug.

Alerdings ließ sich vor und während der Wahl leicht feststellen, daß das Abspringen der Wähler von der SPD noch nicht einmal so sehr als Absage an die Sozialisierung gemeint war. Oft genug war es nur eine Absage an den Parteivorstand, dessen letztthinnige Verlautbarungen von edler Selbstgefälligkeit nur so troffen. Was auch geschehen mochte, die SPD schien den Stein der Weisen ein für allemal gepachtet zu haben. Sie war die allein seligmachende Partei, und sie war es intoleranter als alle anderen politischen Bekenntnisse. Die Starre Kurt Schumachers fand ihre unzulängliche Ergänzung in dem Organisationsgenie Fritz Heines. So wurden Kandidaten nicht aufgestellt, die sich durch Eigenwilligkeit unbeliebt gemacht hatten. Aufgestellt aber wurde mit wahrer Nibelungentreue Herbert Kriedemann, den man gut und gerne in einem Referentenzimmer der Odeonstraße hätte

Für ein starkes Deutschland

Von Jens Daniel

net die SPD die CDU der Kollaboration mit dem Ausland, und einen Tag vor der Wahl mußte noch die Demontage erhalten, wobei Kurt Schumacher es auf sich nahm, den etwaigen Glauben des Auslandes an die Ernsthaftigkeit aller bisherigen Demontageproteste zu erschüttern. Vielen gefiel das nicht.

Obwohl Oppositionspartei in Frankfurt, erlitt die SPD so Verluste, die sie nur durch Zuzug von der schwer angeschlagenen KPD ausgleichen konnte. Wer aber bei früheren Wahlen überhaupt nicht gewählt hatte, neigte meistens ohnehin nicht zu der Partei mit dem fest eingetragenen Wählerstamm, die heute noch die beständigste Größe im politischen Spiel ist. Zu allem Ueberfluß schlugen die Skandale einer von der SPD geführten Koalitionsregierung in Hessen und eine über Gebühr sture Parteiwirtschaft des SPD-Kabinetts in Kiel übel zu Buch. So kommt es, daß kein Land der Westzonen über eine arbeitsfähige Linksmehrheit mehr verfügt, wenn man das Verhältnis vom Sonntag zugrunde legt.

Es kennzeichnet die Wahlen, daß die anderen Parteien ihren Wählern auch nichts Gediegeneres zu bieten wußten als die SPD, daß sie aber gewisse penetrante Eigenschaften, die einer Partei leicht anhaften, nicht so selbstsicher leuchten ließen. Bei einem durchlaufenden Ruck nach rechts florierte die FDP, reüssierten die Parteien mit dem „Recht auf niedersächsischen Heimatboden“ und der Parole „Bayern den Bayern“. Dem Zentrum hatten die eigenen Parteifreunde und das Schicksal allzuoft das Haupt abgeschlagen. Der Zulauf zur äußersten Rechten, zur undurchsichtigen WAV und zur sehr durchsichtigen Deutschen Rechtspartei hielt sich in erträglichen Grenzen. Im Windschatten des konsequenten Stehemeisters Ludwig Erhard, der selbst plangerecht niedergeschrien wurde füllte die Rechte die Sitze.

Es waren also Vernunftswahlen insofern, als die Wähler Gelegenheit nehmen konnten, sich von vernünftigen Sentimentalitäten leiten zu lassen. Der Ratlosigkeit der Parteien entsprach die Ratlosigkeit der Wähler. Aber wenn auch die These richtig ist, daß die „Führung“ zum Volk kommen muß und nicht umgekehrt, so darf man doch wohl kaum in den Fehler verfallen, die Parteien allein verantwortlich zu machen für einen Mangel an politischer und sonstiger Potenz, der vorläufig noch ein ganzes Volk, das Mittelvolk Europas, zu lähmen scheint. Vier Jahre Alters-Regierung in Bonn oder Frankfurt werden vielleicht nicht schaden, wenn die jüngeren Deutschen es derweil fertigbringen, sich auf sich selbst (und nicht auf Otto Strasser) zu besinnen. Einen eisigeren Ansporn als die losgelassene Seele des Ostens gibt es hierfür nicht.

verschwinden lassen können. Im Wahlkampf selbst beschuldigte ausgerechnet

Kiplings „Dschungelbuch“. „Das habe ich Samstag im Bett gelesen. Nach meiner letzten Wahlrede in Godesberg.“

In Kiplings Dschungel, erläuterte der Ex-Präsident, gebe es Gesetze, die auch gehalten würden. Merkwürdig

„Die Beute des Wolfes gehört ihm nur. Er verschlingt sie, wie ihm es beliebt. Das Pack darf nur daran rühren. Wenn er die Erlaubnis gibt.“

Das sei offensichtlich Führerprinzip.

17.30 Uhr gongte es zur Kaffeetafel. Mit voll-ählig versammelter Familie: Vater Adenauer, siebzehnjähriger Sohn Schorsch, Kölner Braunkohlen-Konrad mit Frau, Kölner Bürgermeister Max mit Frau, angehender Priester Paul, Philologin Lotte und Braut Libeth mit Bräutigam.

„Sie kamen aus Caux zurück und waren geläutert“, spottete Adenauer. „Kostet nur unser Geld, dieses Caux.“

Um 21.30 Uhr gratulierten zweihundert CDU-Anhänger Adenauer zu seinen 28 000 Bonner Stimmen. Im Bonner Bürgerverein warteten sie die Wahlergebnisse ab.

„Es geht gut“, raunte Privatsekretär und ehemaliger A.A.-Ministerialbeamter Blankenhorn seinem Chef zu. Bonner Parteivorsitzender Dr. Borsbach ließ Zahlen sprechen. „Bravo“, applaudierte Adenauer und klatschte bei 2066 CDU-Stimmen Rheinbach-Land. Bei Bonn notierte er mit Lächeln.

23.39 Uhr sagte der Präsident „Gute Nacht“. „Unmöglich“, rief Privatsekretär Blankenhorn um 23.40 Uhr ins Telefon, als Kölns NWDR sich beschwerte. Weil er noch keine eingehende Wahlstellungnahme von Adenauer habe. „Unmöglich. Der Präsident schläft.“

„Soso, der Herr schläft schon“ — kommentierte Zentrumsführerin Helene Wessel („Die fromme Helene“) gegen Mitternacht ihr NWDR-Ferngespräch aus Köln. Und tröstete Kommentarsammler Schindler. „Mich können Sie immer erreichen.“ Sie diktierte ihm was für die nächsten Wahlnachrichten.

Erst gegen fünf Uhr morgens kapitulierte sie vor dem Super-Küchen-Radio. Das hatte sie sich ins Arbeitszimmer schaffen lassen, um mit Blaustift und Blockpapier die Chancenberechnung ihrer Partei mit der Stimmbilanz zu vergleichen.

Um zehn saß Helene schon wieder im Landessekretariat zu Münster. Jetzt bereitet sie den neuen Parteitag vor. Der soll entscheiden, ob die Frau den Zentrumsturm ins politische Gefecht führen soll.

Seit Fritz Strickers Unfalltod hält Helene Wessel die Parteimaschine auf Touren. Und die Konkurrenz in Bewegung. Münsterlands CDU setzte den Zentrums-Abtrünnigen Becker viele Wochen lang auf Frau Wessels Wahlfahrten. Nach dem Motto: „Wo Du hingehst, da will auch ich hingehen“. Als Dauerdiskussionsredner. Sonntags sogar viermal. Ueber fünfzig Wahlversammlungen machte die Zentrumschefin in knapp vier Wochen.

Carlo Schmid sagte im entschlafenen Parlamentarischen Rat von ihr: „Wir haben einen einzigen Mann — und das ist eine Frau.“ Das war, als die Mann-Frau das „Nein“ zum Grundgesetz im kompromißbelagerten Zentrumsturm zum Feldgeschrei erhob — bis zur letzten Vorwahlstunde in Werls katholischem Gesellenhaus in beredter Wiederkehr durchgehalten („Sie ist bei Bismarck, jetzt dauert's noch zehn Minuten“, weiß ihr baumlanger Wanderer-Fahrer Carlheinz Langschmidt auswendig).

Im Soester Börde-Landstädtchen Werl domiziliert Helene Wessel illegal (polizeilich gemeldet in Dortmund). Ueber der Redaktion im „Neuen Westfälischen Kurier“. Da hat sie das Ohr am Pulsschlag

eine Empfehlung geben. An den betreffenden Herrn bei der Stadt.

Paul kam zurück: Verweisung an die maßgebliche Stelle. „Alles Gute“, bedankte sich Melitz unsicher.

„Ich bin für keinen mehr zu sprechen“, sagte Adenauer und traf im Salon die

Journalisten. „Soll ich Ihnen was aus meinen Lieblingsbüchern vorlesen?“

Nein, nicht Edgar Wallace. Die ganze Welt wisse sowieso schon, daß er den gerne lese. Sein Lieblingsbuch sei aber der „Taugenichts“. Ueber Eichendorff habe er sogar KZ-Brauweiler vergessen. Und



Wahlgang, rechts Ollenhauer bei Nacht

der Zeit. Der tickt im Fernschreiber. Ins polizeilich erlaubte Dortmund kommt sie selten. Zuletzt am Wahlsonntag spät nachmittags. Der Telefon-verabredete DPD-Bildreporter verwechselte sie mit ihrer platinweißen Sekretärin Alwine Cloidt.

Seit fünfunddreißig Jahren fährt Alwine Cloidt im Freundschaftsgespann. Die Chefin ist für solide Dauerhaftigkeit. Auch in der Politik. Seit 1919 hat sie jeden Wahlkampf an der Grabenfront mitgemacht. Vom uralten bis zum ganz neuen Zentrum. Mit dreizehnjähriger Unterbrechung. In der schrieb die einzige weibliche Parteiführerin der ersten und zweiten Republik Krankenrechnungen. Für 80 Pfennig die Stunde.

In ihrer Partei wird der Pfennig gefuchst. Noch in ihrer letzten Wahlversammlung ließ sie den Sammelhut umgehen. Eingeknüpft ins spitzenbesetzte Taschentuch verstaute sie die Wahlspende in ihrer Reiseaktentasche. Neben CDU-Flugblättern und Hirtenbriefen.

Für die hat Helene Wessel eine seelenvolle Schwäche. Noch am Wahltag interessierte sie sich für die kirchlichen Flugzettel, die Pfarrvikar Hesselmann nach der letzten Sonntagsmesse vor dem Holzportal von Werls baufälligem St. Peter verteilen ließ. Sie fand sie fair.

Auf den CDU-Klerus war sie böse. Das Sonntagsevangelium (Lukas 18) mit dem Zöllner-Pharisäer-Gleichnis war von symbolischer Tücke.

„Morgen ist alles besser“ — die Sonntagsfilmreklame an Werls einzigem Lichtspielhaus inspirierte die Zentrumskommandeuse nur zu pessimistischen Prophezeiungen für die künftige Bundespolitik. Genau so illusionslos sah sie die Wahlchancen ihrer eigenen Partei.

Mit Alwine Cloidt hatte sie gewettet. Die tippte auf 900 000 Zentrumswähler. Desillusionierte Helene wußte es besser. Und behielt recht. Alwine war um eine Flasche Sekt ärmer und eine Erfahrung reicher.

„Nach solchen Schlägen noch zweihunderttausend Wähler zu gewinnen, ist schon eine Leistung. Ich bin damit zufrieden.“ Mit den „Schlägen“ meinte Helene Wessel den Abgang von Einheitsherold Dr. Karl Spiecker und seiner verunglückten CDU-Zentrums-Fusionskampagne, die 5 Prozent-Klausel, die Klerus-Option für die CDU und die 50 000 DM Parteischulden, die Dr. Fritz Stricker nach dem Abschied des Vorsitzenden Spiecker und seiner Essener Gefolgsleute praktisch als Konkursmasse übernahm.

Außerdem waren die Lizenzierungsverhandlungen in der französischen Zone gescheitert. Dort setzte General König den Zentrumsturm zum letzten Zug schwachmatt. Nur in zwei Ländern der Trizone



Und wieder geht ein schöner Tag ... Organisationsgenie Heine

(Nordrhein-Westfalen und Niedersachsen) präsentierten sich Zentrumskandidaten.

Von denen kamen zehn in den Bundestag. Kollektiv auf Reserveliste. Im Wahlkreis Münster fehlten Helene Wessel vier Tausendstimmen-Nasenlängen für das Schwarze Band des Direktmandates.

Peter Nellen siegte knapp mit Krummstab-Hilfestellung für die CDU. Im Wahlkreis mit der höchsten Beteiligungsziffer. Die Officialurnen reichten für die Stimmtzettel nicht aus. Als Ersatz wurden vom politischen Lebensmittelgroßhändler Kartons von Care-Paketen gestiftet und versiegelt und als Hilfsurnen eingesetzt. Aus USA-Beständen.

Auch Max Reimann ging über die Reserveliste in das Hohe Haus ein, das im Jargon seiner Partei „Spalter-Parlament“ heißt. Verschlossen, bescheiden, müde und unbeeindruckt von der persönlichen Wahlniederlage im Wahlkreis Dortmund II. „Wir werden's denen in Bonn geben, daß ihnen Hören und Sehen vergeht.“

Frau Marga Reimann tippt für Max eher auf Krankenbett (weil er nicht ordentlich ißt). Der Gatte konzentriert sich nicht aufs Essen und stochert gedankenverloren in den Bratkartoffeln, bis das Fleisch halb kalt ist.

General Bishops Rat „Mehr spazierengehen“ und Konrad Adenauers kollegiale Mahnung „Mehr essen, weniger reden ...“ hat er sich nicht zu Herzen genommen.

Die Bouillonsuppe im „Haus Dietrich“ an Düsseldorfs Worringer Platz, gleich neben der „Klosterstraße“ (KP-Landesleitung, Planzentrale der kommunistischen Ruhrstrategie), kühlte Sonntag mittag ab, die Fettaggen erblaßten am Tellerrand. Chef Reimann vergaß wieder einmal zu löffeln und illustrierte mit beiden Händen das Recklinghausener Tränengasintermezzo.

Dort warfen aus dem zweiten Stock eines Eckhauses „bezahlte Provokateure“ (Parteisekretär Josef Ledwohn) und „kommandierte SPD-Funktionäre“ (Max Reimanns präziserte Meinung) zwei oder drei („man weiß es nicht ganz genau“) Tränengasbomben auf die vorletzte Plan-Wahlversammlung (sie wurde dadurch die letzte).

Frau Marga am Seitenstraßen-geparkten Wagen verlor ihren Max im Tumult aus den Augen. Als geschulte Revolutionärin behielt sie die Nerven. „Erfahrungsgemäß laufen alle auf einen Haufen, und der



... zu Ende: Drei gerechte Schumacher zwischen 10 und 6

Tumult alle gegen alle aus der Panik-Psychose nimmt jedem die Bewegungsfreiheit“ dozierte sie.

In Bochum warteten 10 000 auf dem Hüsemann-Platz vergebens. Aushilfsredner Ledwohn „wertete den Zwischenfall propagandistisch aus“

Im Herner Florin-Haus (Hermann-Löns-Straße) dementierten am Wahl-Vorabend gewandte Spezial-Funktionäre des inneren Kreises. Goldstein und Blumenthal, die Aufenthalts-Gerüchte über ihren Chef und wußten überhaupt von nichts. „Max Reimann nicht da und sonst niemand zu sprechen.“

Nur Tochter Blumenthal (ca. sechs Jahre) wußte nichts von Parteidisziplin. „Ich weiß, wo Onkel Reimann ist, bei Onkel Zeitler.“

Beim Genossen Zeitler im villenähnlichen Zweifamilienhaus in der Otto-Huehe-Straße bereitete sich Max Reimann mit seinen engsten und ältesten Freunden aus dem Kohlenpott auf den Wahltag vor. Freund und Hausherr Zeitler war extra mit Sechs-Zylinder-Horch aus Schleswig-Holstein gekommen.

Daneben parkte mit GB-Zeichen die schäbige Ford-Karosserie des ostzonalen „Neuen Deutschland“. Die „politische Konferenz“, die Zeitler höflich und verbindlich vorschützte, dauerte inklusiv privatem Teil bis kurz nach sechs Uhr morgens.

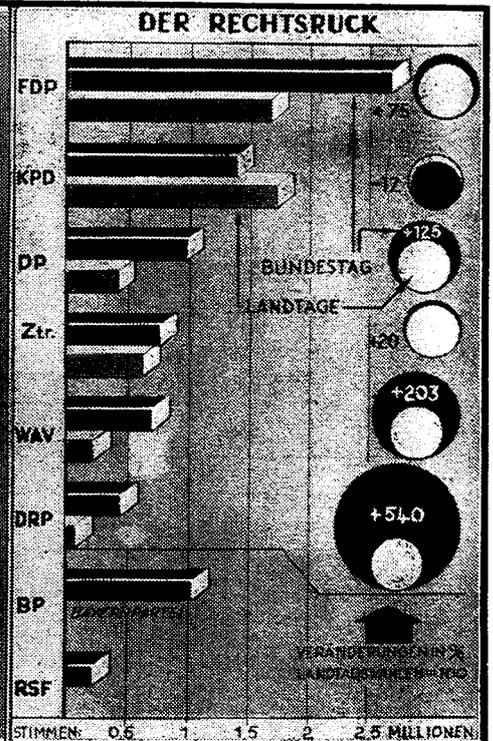
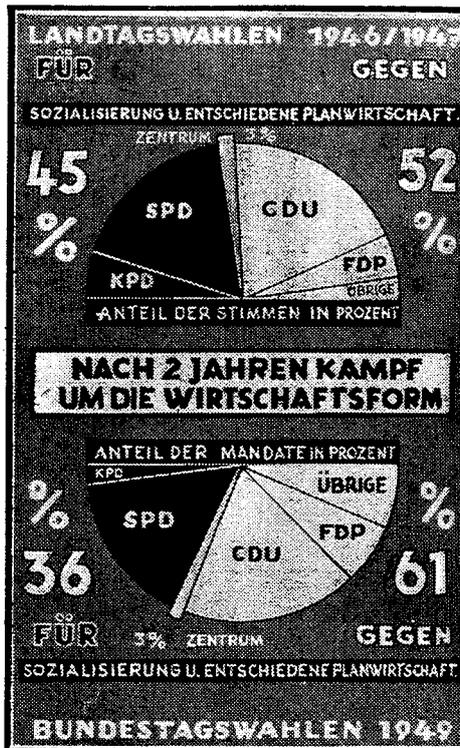
Zum Umfallen müde, aber durch Alte-Kameraden-Geist nach vier Stunden Hennecke-Schlaf in Hochstimmung, fuhr Max Reimann am Sonntagmorgen von Villa Zeitler nach Düsseldorf ins Oberkasseler Wahllokal Nr. 2, Gymnasium am Comeniusplatz. Zwölfmal gut beblitzt rutschte sein Stimmzettel in den Schlitz.

Dann war Herr Reimann privat. Um dienstfertigen Genossen zu entrinnen, wollte er angeln gehen. Aber am Wahlsonntag Angelruten zu beschaffen, war selbst seinem Privatmanager, Genossin Marga unmöglich. „Er angelt für sein Leben gern, im letzten Urlaub hab ich's auch versucht“, plaudert sie, „sonst mußte ich immer die Regenwürmer sammeln, und er fing die Fische.“

Rotbarsch ist sein Lieblingsfisch. Mit einem Rotbarschfilet im Magen überstand er auch einen Schwächeanfall während der tränengasgebombten Kundgebung

„Von Politik will ich heute nichts sehen, noch hören“, sträubte er sich am Wahlsonntag. „Aber übers Kochen können wir uns unterhalten.“

Kochen ist sein anderes hobby (das hat er mit Carlo Schmid gemeinsam). „Ich habe das Kochen von ihm gelernt, ohne daß er



„... Ich ließe mich von der Kirche führen“ Adenauer und Sohn Paul

es merkte“, freute sich Hausfrau Marga. „Als wir heirateten, hatte ich von Kochtöpfen wenig Ahnung. Mit 21 im KZ (Ravensbrück) lernte ich es nicht mehr. Essen war dort nicht gefragt.“

„Sie kann es inzwischen“, lenkte theoretischer Gastronomie-Experte und Koch aus Leidenschaft Max Reimann ein. Schon Vater Reimann, Oberkellner im Elbinger Hotel „Friedrich Wilhelm“, wollte Sohn Max als Koch sehen. Der wollte Violine spielen. Aus beidem ist dann nichts geworden.

Erst 1939 schulte der Resistance-Agitator im Troppauer Untersuchungsgefängnis theoretisch zum Koch um. In der Zelle lernte er ein Werk über Kochkunst auswendig.

Ein Jahr später — im Gerichtsgefängnis in Hamm — stand er vor seinem ersten Kochtopf. Als Spezialkoch für sechzig Geiselnhaftierte holländische und belgische Stabsoffiziersfrauen. Die kriegten deutsche Offiziersverpflegung.

Berufsrevolutionär Reimann braute französische Pasteten und wirbelte die Omeletts so virtuos durch die Bratenluft der Gefängnis Küche, daß man ihm nicht mehr so genau auf die Finger sah. „Da habe ich aus den überreichlichen Rationen noch zweihundert alte Rotspanienkämpfer von der internationalen Brigade heimlich mitverpflegt.“

Im KP-Haus in Düsseldorfs Klosterstraße wollt er wenigstens eine Partie Schach spielen, da das Angeln schon ins Wasser fiel. Aber die Figuren fehlten und konnten nicht beschafft werden. Sekretär vom Dienst, Genosse Karl Müller, hatte für solche Kapriolen am Wahltag kein Verständnis.

„Max muß nach Dortmund in seinen Wahlkreis.“ Und Max fährt. Gehorsam wie immer, wenn seine Unterfunktionäre auf den „Plan“ deuten. Er hat kein Sitzfleisch. Wer ihm die Freizeitbeschäftigung sperrt, kann ihn mühelos auf Reisen schicken. Er hat Nerven, die ihn nicht schlafen lassen.

Dreimal in 48 Stunden nahm Fahrer „Hennes“ Zikesch aus Uerdingen am Sonntag die Strecke Düsseldorf-Dortmund mit Abstechern nach Nord und Süd unter die Mercedes-Achse. Eine Handvoll Wahllokale besuchte der KP-Kandidat für Dortmund II, ehe er erfuhr, daß er durchgefallen war.



Am liebsten Rotbarsch: Reimann und Genossin Marga im „Haus Dietrich“

„Die parlamentarische Arbeit ist nur eine Seite der Oppositionspolitik.“ Die andere liegt im Dunkel der verschlossenen KP-Sekretariate, und Reimann hat seinen Lenin gut genug gelesen, um zu wissen, daß die „Chance der westdeutschen KP heute die geschlossene, exklusive, proletarische Kaderpartei des Vorabends der Revolution ist“.

„Wir haben Zeit — und zwei Trümpfe: Demontageabwehr und Interzonenhandel.“ Mit diesem finsternen Bonmot tauchte er endgültig bei Freund Zeitler unter: Einen Tag lang verleugnete dessen Frau ihren Besuch am Telefon. „Heute wird nicht geklönt. Heute nacht wird mal richtig geschlafen.“

Kurt Schumacher war noch nicht im Bett, als Reimann ausgeschlafen hatte. Bis sechs Uhr in der Früh hockte das Politbüro der SPD (geschäftsführende Vorstandsmitglieder Hertha Gotthelf, Ollenhauer, Heine, Nau, Franke) in Zimmer 50/51 des mit roten Fahnen behängten Parteitempels in Hanovers Odeonstraße. Vom Geschäftsführenden Vorstand fehlte nur Kriedemann. Der zählte in Hameln die Stimmen, mit denen er nun Bundesrat wird, trotz allem.

Am Morgen des Wahltages war den „besseren Leuten“ von Hannover-Kirchrodes Tiergartenstraße nicht aufgefallen, daß vor der Nr. 62 ein Zivilist gelangweilt an einem Grabengeländer lehnte, und mit jener Art von Unauffälligkeit, wie sich deutsche Polizisten gern produzieren, den Türeingang 62 beäugte: Parteiführer Schumachers Wohnungstür wurde polizeilich überwacht, attentatswegen.

Erst um 15.40 Uhr begab sich Kurt Schumacher, in der Obhut seiner Woh-



Nachts ging das Telefon
Helene Wessel, Freundin Clويد

nungsteilhaber (A. Renger, steht mit Schreibmaschine an der Haustür) und Sekretärin Annemarie Renger zum Wahlakt. Morgendliche Besucher wurden von Annemarie Renger (leicht übernachtigt, Herrenhose, roter Pullover) mit der Erklärung abgewiesen, der Genosse Schumacher sei unwohl und habe zu tun.

Um 9 Uhr früh schon saß Kurt Schumacher über einem 700-Worte-Wahlkampf-Kommentar über verderblichen Neo-Nationalismus, für eine amerikanische Nachrichtenagentur. Und er war doch erst spät am Abend vorher aus Kiel gekommen, wo er als Abschluß seiner drei Wochen Wahlkampagne (jeden Tag fünf-

zehn Stunden auf einem gesunden Bein) in einer Massenversammlung gesprochen und im Hause von Professor Bader (Institut für Weltwirtschaft und SPD-Kandidat) Demontagelisten bearbeitet hatte.

Gegen 15 Uhr flitzten am Sonntag die Pkw's des SPD-Reichsvorstandes von der Odeonstraße in Richtung Kirchrode, Fahrer und einige andere mit SPD-Schlips-Nadel dekorierte Genossen gruppierten sich zwanglos vor dem Eingang der Wasserkamp-Straßen-Schule.

Ein robuster rotblonder Bursche, mit dem Nimbus, vor zwei Jahren einen Schumacher-Kritiker auf dem Frankfurter Römerberg zusammengeschlagen zu haben, riet wartenden Bildreportern, nicht zu knipsen, wenn der Chef aus dem Wagen gehoben werde. „Wir können sonst keine Garantie für Eure Fotoapparate übernehmen.“ Und es wäre nicht das erste Mal.

Dem dunkelblauen Acht-Zylinder-Horch BN 35-4255 entstieg Annemarie Renger, himmelblauer New Look und leuchtenden Auges. Die Schutzstaffel drängte sich um den Wagenschlag, und mit vorsichtiger Mühe wurde Schumacher, wohl aussehend, aus dem Wagen gehoben. Als er sich aufgerichtet hatte, ließ sich Annemarie Renger seine Linke um die Schulter legen und half ihm in die Schule.

Von den drei Wasserkamp-Wahllokalen war Klasse 5 A des Lehrers Schwenn als Wahllokal 113 für Kurt Schumacher und Frau Annemarie Renger zuständig. Die Herren Wahlvorstand und Urnenwächter blieben auf ihren Stühlen sitzen. Hinter dem Pappschirm am Wahlisch machte Schumacher, gestützt auf Sekretärin Renger, sein Kreuz hinter Kurt Schumacher, gab ihr den Kopierstift, und auch sie traf ihre Wahl: Kurt Schumacher.

Vor der Schule noch einmal derselbe Film wie bei der Anfahrt, nur rückwärts. Ausspruch: „Ich hoffe daß das deutsche Volk den richtigen Weg gewählt hat.“

Man sah, daß jeder Schritt Schmerzen bereitete. Durch das dauernde Tragen des Kunstbeins sei der Beinstumpf angeschwollen und habe sich wundgeschauert, erzählte Organisationschef Heine.

Der Horch fuhr in die Odeonstraße. Dort lagen erste Wahlergebnisse schon vor. Die Patienten eines hannoverschen Wöchnerinnenheims hatten sich mit überwältigender Mehrheit zu Dr. Kurt Schumacher bekannt. Auch die Insassen vieler nordwestdeutscher Gefängnisse hatte ihre sozialistische Gesinnung bereits bekreuzigt.

Dies und vieles andere beschäftigte die geschäftsführenden Vorstandsmitglieder in der Odeonstraße. Z. B. Zusammensetzung der zukünftigen Bonner Ausschüsse, die ersten Anträge im Bundestag usw. Dann kamen die ersten Teilergebnisse, von den Bezirksverbänden telefonisch und über den hausangeschlossenen dpd-Fernschreiber, herein. Zum Abendbrot (Bouillon mit Ei, Schweinebraten mit Kartoffeln und Beilage, Vanillepudding mit Fruchttunke) retirierten die Genossen in die Kantine und ließen Schumacher-Renger allein.

Die motorisierte Schutzstaffel war inzwischen auch in der Odeonstraße eingelaufen. Zum Gaudi der starken Männer gab der Elaton-Lautsprecher, auf Opel-Super-Six montiert, zum Abschluß „Und wieder geht ein schöner Tag zu Ende“. Um 23.40 noch einmal freudige politische Bewegung bei den Genossen, die in Schumachers Radio NWDR-Sondermeldungen zwischen Tanzmusik hörten: Kurt Schumacher mit absoluter Mehrheit von 56% im Wahlkreis Hannover-Süd gewählt.

Dann dauerte der schöne Tag doch noch bis in die Morgensonne. Die Vorbereitung erster Erklärungen für die schwerste Wahlniederlage der SPD war fällig.



„Ich als Bestreiker mähe schon Hafer“
Da haben wir's schon: Krause

Worauf sich unsereins freut

Für einen Groschen

Es dunkelte bereits, als am Montag (8. August) die 80 Landarbeiter des Klostersguts Reinshof bei Göttingen zur ersten Streikberatung zusammenkamen. Gutspächter Kurt Krause erkundigte sich: „Was ist denn los?“ — „Das werden Sie morgen früh um 6.30 Uhr erfahren“, antworteten die Landarbeiter.

Kurt Krause wußte am Dienstagmorgen schon um 5.45 Uhr Bescheid. Da kam der Trecker nicht mehr auf den Hof gefahren. Draußen auf dem Felde stand der Weizen reif zur Mahd. 80 Arbeiter auf Reinshof waren in den Streik getreten.

Kurt Krause wußte noch mehr. Niedersachsen hat 300.000 landwirtschaftliche Betriebe. Daß ausgerechnet Klostersgut Reinshof herausgegriffen wurde, hatte für ihn seinen Grund: „Weil ich der Vorsitzende des landwirtschaftlichen Arbeitgeberverbandes von Südhannover bin. Das sind sieben Landkreise. Es ist ein Machtkampf, der hier ausgefochten wird.“

In der zweiten Augustwoche sprangen die Teilstreiks auf die niedersächsischen Landkreise Springe, Hameln-Pyrmont, Hildesheim, Einbeck, Northeim und Göttingen über. Etwa 700 Landarbeiter beteiligten sich.

Reinshof-Betriebsrat Heinrich Winkel sagt dagegen, der Streik sei ein reiner Lohnkampf um 10 Pfennige Stundenloohnerhöhung. Die Erntezeit sei dazu am günstigsten, um Weihnachten könnten Landarbeiter keine Forderungen durchsetzen.

Antwortet Gutspächter Krause: „Wir waren ja in Lohnverhandlungen. Eine Sechser-Kommission, drei Arbeitgeber und drei Arbeitnehmer, erörterten die Forderungen. Wir hatten vorgeschlagen, in 250 Betrieben Ertragsrechnungen vorzunehmen und nach deren Ergebnis im September den neuen Tarif auszuhandeln.“ Die Landarbeiter sagten, das sei Verschleppung. Im September sei ihre schärfste Waffe, der Erntestreik, bereits schartig.

Die Reinshofer Streikwaffe war schon nach vier Tagen schartig. „Sehen Sie sich